

## Schlußworte zum fränkischen Dichtertreffen in Würzburg Herbst 1962

Herr Oberbürgermeister, sehr verehrte Damen, meine Herren, liebe Würzburger — erlauben Sie mir, daß ich diese Ansprache zusammenfasse in: liebe Lands-Leute! Wobei ich „Leute“ im eigentlichen und ursprünglichen Sinne verstanden wissen will: „Leute“ nämlich leitet sich her von dem gotischen „Judan“, und das bedeutet „wachsen“ und ist wiederum verwandt mit dem Wort „Jodern“. Zugleich besteht eine indogermanische Verwandtschaft mit dem griechischen „leuthos“ — frei. Als in diesem Sinne unserer gemeinsamen Heimat Entwachsende und Freie begrüße ich Sie.

Lassen Sie mich mit einem Rückblick beginnen, mit meinem Abschied aus Würzburg im Jahre 1926, nachdem ich zusammen mit Oskar Kötjel, Ludwig Friedrich Kartheil den jetzt schon Toten, mit Hermann Gertner und Alo Wenzler das „Kreis der Jüngeren“ in der damaligen „Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst“ ins Leben geführt hatte. Es war der erste Versuch, fränkische Autoren und Schriftsteller (mit dem Namen Dichter gingen wir damals sehr vorsichtig um) zu gemeinsamer Arbeit, Austausch und Wirkung zusammenzuschließen. In einem besonderen „Verlag der Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst“ war es uns sogar möglich, Veröffentlichungen und Sonderdrucke herauszubringen. Als ich von dieser der geliebten fränkischen Heimat geltenden Arbeit Abschied nehmen mußte und nach Hamburg übersiedelte, entstand in mir jene Er-Innierung, die einem im Jahre 1928 erschienenen „Fränkischen Buch“ (einer Anthologie „Neuer Dichtungen“) als Geleitwort diente. Erlauben Sie mir, daß ich dieses Bekenntnis eines jugendlichen Herzens heute nach fast 35 Jahren noch einmal zitiere:

„Die fränkische Erde ist schwer und anhänglich; wenn sie dir einmal Heimat war in jungen Jahren, wird sie dir immer Heimat bleiben, du magst wandern, wohin dich dein Mut verführt. — Es war auf der Nordsee in stämmischer Strand- und Helgoland lag auf dem Wasser: Da entstand in mir ein zartes Gesicht; Fränkische Höhen, das Maistal und eine turmreiche Stadt. — Es war an den Ufern der Elbe; Auswanderer grüßten, und das gewaltige Schiff, eine Last hänger Hoffnung, rauschte hinaus: Da gedachte ich fränkischer Dörfer und ihrer wallfahrenden Bauern.

So schloß sich das Bild der Mutter vor das Antlitz einer Geliebten, und da kann die Mutter nicht vergessen, auch wenn andere Frauen die haben. So ist die fränkische Erde, sie will uns nicht mehr lassen. In alle Richtungen des Reiches hat uns Glück und Schicksal gesandt; als Verächter und Zweifler hat mancher die Menschen der Heimat verlassen, da er hier keinen Raum fand, das Bild seiner Wünsche verwirklicht zu sehen. Doch Dicht und Poem des heimatischen Landes hängen sich ihm an, verklammern sich seinem Wesen und bestimmen — ob er will oder nicht — den Klang seiner Werke.

Mögen Heimatmenschen uns enttäuschen, Heimatland bleibt treu. So bleibt uns der Reichtum fränkischer Erde: wenig Reichtum einem Geschlecht der Erbe und Kohlen, unergündlicher Reichtum einem Geschlecht von Künstlern und Betrachtern. Nicht daß wir nun bilden und singen sollten von fränkischen Höhen und Tälern, von den Säulen des Landes; aber in den Formen der Landschaft wirkt ein Geist, und ihn gibt es zu bilden ...“ So schrieb ich in jugend-

lichen Überschwang und korrigiere mich heute: Mit und aus ihm gilt es zu bilden, eine Bildung, der nach Höhe und Weite keine Grenzen gesetzt ist) und der weitestentens noch bliebe ein Pädagoge! So nämlich nennt der Afrikaforscher und Kulturphilosoph Leo Frobenius die bildende Wirkung einer Boden- und Kulturreise. Ich stelle bewußt eine Frage und lasse sie in der Schwärze des Konjunktivs. Wir sind wohl der Meinung, es ließe sich von Wolfram von Eschenbach bis Daubentey, Julius Maria Becker und Ludwig Friedrich Barthel (ich nenne nur die Toten) ein fränkisches Pädagma herausfinden; (der Zug zur Weltfremdheit wäre gewiß eines seiner Elemente). Dennoch heute ist alles in Frage gestellt, fragwürdig geworden, würdig genug, daß man neu danach fragt. Bliebe eine betont fränkische Literatur heutzutage nicht zu provincial, eine Angelegenheit landsmannschaftlichen Kastengeistes, besteht nicht die Gefahr einer in sich verliebten Blat- und Boden-Scholaria?

Der Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg sagt von Kafka, er zeige, wie ein großer Dichter heute überhaupt noch vorhanden sein könnte: „Jenseits aller Vaterländer, unerschöpflich für alle Despoten, als ein Lichtschimmer von Reinheit und Wahrheit in einer Welt der Lüge“. Jenseits aller Vaterländer — denn stimmen wir nur zu, wenn das Vaterland zum Staat und zur politischen Macht wird, nicht aber, wenn es die Heimat ist, und damit eine weltliche Macht und gerade deshalb eine Quelle der „Reinheit und Wahrheit“. Es mag sein, daß heute eine Generation in unserem unglücklichen und gespaltenen Deutschland aufwächst, der auch das Wort Heimat nichts mehr bedeutet, der dieser beglückende und zugleich feierliche Zusammenklang der Vokale(-a) stammbleibt. Vielleicht ist Heimat nur noch eine Wirklichkeit, eine wirkende Macht also, für alte Menschen, für selbstige Dichter vor den Katastrophen (man denke nur an G. Hauptmanns unbestimmtes Schicksal); aber seit den Katastrophen von 1914-45 ist nicht nur unser Volk in Bewegung geraten und durcheinandergewirbelt worden. Der Lebensstil ist beweglich und labil, der Verkehr allumfassend, das Tempo der Technik überrennt alle Inseln der Landschaft, eine industrielle Gesellschaftsordnung überwächst Traditionen, und der dauernde Beschuß mit Strahlen und Wellen mag auch die Substanzen der Dintoren zerreiben und beeinflussen, auch wenn wir es nicht merken. Wäre dieser Situation des Menschen nicht eine Tendenz nach dem Abstrakten und Absoluten, dem Abgezogenen und Abgelösten auch in der Kunst gemäß? Ein eben doch nicht-berührendes Spiel seiner Geister? Das sind ernsthafte Fragen, die uns alle betreffen und betreffen machen. Sie bleiben hier offen und ohne Antwort, weil ihre Diskussion das Maß eines Schlußwortes übersteigt.

Wenn wir hier versammelt sind, haben wir als Antwort schon eine Antwort gegeben, zumindest existentieller Art: Denn wir sind hier, weil wir dieses Frankenland lieben, uns ihm verbunden fühlen; warum allerdings nicht entschüden ist, ob unser Wort und Werk ein fränkisches Pädagma bedeutet — das erzieht sich unserem Willen. Indem wir hier sind, bekennen wir uns zu einer Verbundenheit mit diesem Lande, bilden wir freiwillig einen Franken-Bund, bejahen wir die zarteste, eingeborene und damit freieste der Bindungen, die unser Glück zu steigern vermögen und uns vielleicht doch mit dem Hauch, dem Ruch, dem Ton eines fränkischen Pädagomas beschenke.

Damit ist für uns das Zusammenwela in dieser Stadt gerechtfertigt: Die Erfahrung des Glücks, wie es nur die Heimat zu geben vermöge. Damit verbunden sich menschliche Begegnungen, Austausch von Erfahrungen, Hinweise auf Hoffnungen, nicht zuletzt aber auch die wiederum gefestigte Gewißheit, der viel-

leichte reichen Kulturtradition innerhalb des deutschen Landes ausgeübt zu sein. Ob sich aus solchen Tagen auch so etwas wie eine Zelle deutschen Schrifttums entwickelt, das bleibe dahingestellt. Daß diese Tage für fränkische Autoren und Schriftsteller möglich geworden sind, dafür danken wir der gastlichen Stadt Würzburg und dem Frankenbund sehr herzlich.

Über wir auseinandergehen, gedenken wir jener herrlichen Märztag, da Würzburg eine vernichtete Stadt wurde. Ich lese Ludwig Friedrich Barthel Ymse „Einer verlorenen Stadt (Würzburg 1945)“:

*Als Vater und Mutter starben  
Waise ich.  
Sollte ich nicht weinen  
Über den Tod meiner Heilwig  
Arbe  
Tragen sie blauer  
Zum Fluß der vorbeiraucht  
Und dem Bekümmerten  
Vogel antwortet  
Kein Nachhall der Steine mehr.  
Die Orgeln sind verstummt  
Die Glocken —  
Der Geruch von Wein  
Verblüht in dem Garten.  
Groß und purpurn  
Wächet der Mond auf  
Über die Stände der Schiffe.*

Inzwischen ist das Unfassliche geschehen, Würzburg hat sich aus der Asche wieder erhoben. Daß aber in diesen wiedererstandenen Gebäuden und Straßen auch das Wort der Heimat und der gute Geist unserer Muttersprache gediehen und wirken mögen, das sei unser Bestreben, unser Dienst und ständiger Dank an Würzburg, an das Frankenland.

*Rudolf Abel*

## Karl Kelber von Franken

Zu seinem 100. Geburtstag am 19. August.

Der fränkischen Heimat galt je und je seine ganze Liebe. Vorwuchs in ihren Boden und noch mehr in ihrer vielfältigen Geschichte, hat er seinem bürgerlichen Namen die Erweiterung „von Franken“ beigelegt, nur um damit der leidenschaftlichen Verbundenheit seines Wesens mit dem Frankenland Ausdruck zu geben. Einen Blick in seine Bücher tun heißt: das dichterische Werk Karl Kelbers von der Heimatgebundenen Seite her verstehen. Denn es ist meist die Geschichte Frankens, die in seinen lebenswahren und lebensschmerzhaft gezeichneten Gestalten lebendig wird. So führt uns die Erzählung „Erbschel und Page“ rings um Nürnberg zur Zeit Gustav Adolfs. Ebenfalls in Nürnberg spielt in den beiden Klöstern „St. Augustin und St. Clara“ im Reformationsjahrhundert. Die erschütternd tragische Geschichte des „Meisters an St. Hadraß“ ereignet sich in Weidenburg um 1475, während „Im Schloß zum Schönen Berge“ der anmutige Schauplatz ist für die entsagungsvolle Liebe zwischen der Prinzessin und ihrem „Informator“. Daß Karl Kelber in den Kulturkreis Frankens hineingehört, zeigt seine eigene Familiengeschichte, die eng mit der deutschen Geschichte verwoben ist. Das gleiche gilt von „Sint und Sint“, dem Nürnberger Geschlecht der Ulufen. Die biblische Gestalt Johannes des Täufers in „Christmann der Täufer“ darzustellen und zwar im mittelalterlichen Gewand und ins Fichtelgebirge verlegt, ist ein kühner Griff. Ein Abenteuer auf geschichtlichem Hintergrund um den berühmten Grönwald-Altar in Lindenhardt erzählt das Bächlein „Beim erlösenden Herrgott“. „Mit der Fiedel ins Blaue“ gibt die Rahmenerzählung ab für das „Geiger von Eschendorf“, den die schöne Dattbacherin verzaubert, ehe sie dem „schwarzen Tod“ erliegt. Diese letztere mehr poetische als geschichtstreue Darstellung weist schon in die Bezirke seiner lyrischen Begabung, die uns Stücke von hohem künstlerischem Wert schenkt. Leider ist hier nicht der Raum, Proben davon in diesen Text einzufügen. Vor 25 Jahren hat es Karl Kelber unternommen, „Liedstärmen der Zeit“ zu sammeln und zwei Bände „Fränkische Dichter“ herauszugeben, in denen rund hundert Stimmen zu Wort kommen.

Die angeführten Titel sind nur ein Ausschnitt aus seinem Schaffen, manches ist nicht genannt, vieles noch unveröffentlicht, u. a. die Natur- und Gedankelyrik, zusammengefaßt unter dem Titel „Herbstblut eines Fahrenden“. Auch seine in reifen Jahren entstandenen „Lieder des Buches“, die dem Gedankengehalt eines Bibelschwertes nachgehen, sind oft von gestaltender Kraft und hoher Schönheit der Sprache. In ihnen spiegelt sich das Ringen eines ganzen Christenlebens wider, was ihnen Tiefe und Wirkungskraft verleiht. Ein Verlag schreibt einmal: „Wir halten Ihre lyrischen Gedichte für sehr gut, weil sie von starker Erlebnis kraft getragen werden und sprachlich durchaus einer auch kritischen Betrachtung standhalten“. Der eigensprachige Stil hat manchen Leser den Zugang zu ihm nicht finden lassen. Dazu sagt er: „Es ist das gute Recht des Sängers, wenn der tiefere Sinn nicht schon dem flüchtigsten Blick einleuchtet. In der Dichtung ist die Dichtigkeit des Ausdrucks bisweilen Forderung“. So hat der Keife bis ins hohe Alter von 92 Jahren unverkürzt zur Leute seines Lebens Gedicht an Gedicht hinzugefügt. „Wahre Teilhabere“, so schreibt er selbst einmal, „hat für mich nur der, der meine Seele aus meinen Büchern zu erschauen bemüht ist“.